

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 23 (1929)
Heft: 10

Artikel: Aussprache : zur innern Lage Deutschlands
Autor: Lempp, Eberhard / Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aussprache

Zur inneren Lage Deutschlands.

1.

Nordhausen bei Heilbronn, 2. Nov. 1929.

Lieber Herr Doktor!

Auf Ihre Ausführungen zu meinem Brief, für die ich sehr dankbar bin, muss ich noch einmal antworten. Ich möchte natürlich keinem oberflächlichen Optimismus huldigen. Selbstverständlich ist bei uns weithin noch ein Geist, der von einer Schuld nichts wissen will und nur bemüht ist, die Flamme der nationalen Erregung zu schüren. Selbstverständlich sind auch die Umtriebe der Völkischen und Deutschnationalen, die durch den Youngplan mit seiner uns auf drei Generationen verpflichtenden Tributlast neue Nahrung erhalten haben, nicht leicht zu nehmen. Was ich nur bestreiten wollte, ist das, dass dieses „alte Deutschland“ jetzt wieder die Führung habe, während es sich doch gerade deshalb so laut gebärdet, weil es in der Opposition ist, und dass auch die heutigen politischen Führer, worunter ich im wesentlichen unsere jetzt regierenden Minister verstand, daran beteiligt wären „bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein.“

Aber nun darf ich vielleicht doch noch einiges zu Ihren Ausführungen sagen: einmal zu dem Vorwurf (oder ich möchte lieber sagen: zu dem — wie man aus jedem Ihrer Worte herausspürt — aus herzlicher Sorge um uns herausgeborenen Vorhalt), dass bei uns das Nationale eine grössere Rolle spielt als das allgemein Menschliche. Dieser Vorhalt ist berechtigt. Aber bedenken Sie, dass wir ein Volk sind, das noch um seine nationalen Rechte und seine nationale Freiheit kämpfen muss und nicht wie andere Völker, z. B. England und Frankreich in dieser Beziehung saturiert ist. Es ist doch so, dass die, deren Recht in dieser Hinsicht verkürzt ist, sich mit der Kraft eines elementaren Lebensinstinkts darum wehren. Niemand nimmt es den Indianern übel, dass ihnen ihr Freiheitskampf im Vordergrund steht, oder um ein anderes Beispiel zu nehmen, niemand verdenkt es der Arbeiterschaft, dass sie bei ihren Kämpfen in erster Linie an die Befreiung ihrer Klasse denkt. Die ganze nationale Welle, die durch die Völker geht, ist ja nur deshalb so stark und elementar, weil wir überall um ihr einfaches Lebensrecht kämpfende Völker und Minderheiten haben, die vergewaltigt werden, und in diese Reihe gehört auch Deutschland. Es leidet mit seinen Brüdern im Ausland, in Tirol und Polen z. B., wenn sie unterdrückt werden, und es wäre ein schlechtes Zeichen, wenn es das nicht tun würde; es fühlt sich durch den Frieden von Versailles betrogen, der eine Ausgeburt des Hasses war. Das sind Wunden, die nicht so schnell verheilen, ja die wohl erst dadurch richtig ausheilen, dass — natürlich durch friedliche Vereinbarungen — manche Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht werden. Sie haben selbst einmal geschrieben, dass echter Friede nur auf der Grundlage der Wahrheit und Gerechtigkeit möglich ist. Das gilt auf dem sozialen wie auf dem nationalen Gebiet. An diesem Willen zur Gerechtigkeit aber fehlt es trotz aller Friedensbeteuerungen. Das sieht man daran, dass man sich mit Händen und Füßen dagegen wehrt, dass an den Bestimmungen von Versailles irgendwie gerüttelt wird. Darum ist es für Stremann nicht so leicht wie für Briand oder Mac Donald gewesen, die Friedenshand auszustrecken. Er befand sich weithin in der Lage eines um sein Erbe betrogenen Bruders, dessen Partner nachher zu ihm sagt: komm, wir wollen wieder gut Freund sein, ohne aber daran zu denken, sei-

nen Betrug wieder gut zu machen. Dass man nicht gleichzeitig von Versöhnung reden und den Andern nach wie vor durch Besetzungen bedrücken und demütigen kann, wie es bisher war, das nur nebenbei.

Das führt mich auf Ihren zweiten Vorhalt: Dass wir zu den Mächten des Guten so wenig Zutrauen haben. Auch dieser Vorhalt ist richtig. Richtig ist, dass nicht nur bei den Intellektuellen, sondern besonders auch bei den Christen ein starker Pessimismus und ein Glaube an die Urgewalt des Erde-geistes vorherrschend ist, der sich gelegentlich bis zum Zynismus steigern kann. Ich möchte das selbstverständlich nicht entschuldigen und befindet mich in ständigem Kampf gegen diese Anschauung. Aber vertritt der Deutsche da nicht auch etwas Richtiges gegen einen allzustarken Optimismus, der uns auf der andern Seite oft entgegentritt? Ich hatte Gelegenheit, im Radio die Rede Stresemanns auf der letzten Völkerbundstagung in Genf zu hören und dabei die Begeisterung und den starken Beifall mitzuerleben, den dort jedes Bekenntnis zum Völkerbund, zum Versöhnungsgedanken, zum Glauben an den moralischen Fortschritt und Aufstieg auslöste. Wir Deutsche sind da skeptischer. Wir sehen den Gegensatz zwischen Worten und Taten — und haben dies gerade in Versailles furchtbar erlebt — sehen die grossen Hindernisse und die Widerstände oft dämonischer Art, sehen die viele Heuchelei, die sich bei all diesen Bestrebungen immer wieder zeigt. Das macht uns vorsichtiger und bedenklicher im Glauben an die Macht des Guten. Gott wird siegen, gewiss, und mit ihm das Gute, aber nur durch schwere Katastrophen und Gerichte. Dies ist ja auch die Meinung der Bibel. Der Weg aber derer, die für das Gute kämpfen, ist vielfach der des Kreuzes und scheinbarer Erfolglosigkeit.

Mit dem allem — ich wiederhole es — möchte ich Deutschland nicht rein waschen. Wir müssen uns gewiss das zu Herzen nehmen, was Sie gesagt haben, müssen ankämpfen gegen allen Gewalt- und Schwertglauben, gegen nationalen Egoismus und nationale Beschränktheit, wie er unter uns zu finden ist. Wir haben den Ruf zur Umkehr bitter nötig. Aber verstehen kann man uns Deutsche doch erst, wenn man die von mir angeführten Dinge — unsere nationale Not und die bitteren Erfahrungen, die wir gemacht haben — erwägt und in Rechnung zieht. Unsere Umkehr muss zusammengehen mit der Umkehr der Andern, dann erst kann wirklich ein Neues gepflügt werden. Dass dies geschehen möge, in diesem sehnlichen Wunsche weiss ich mich mit Ihnen einig und grüsse Sie herzlich

Ihr Eberhard Lempf.

2.

Lieber Herr Pfarrer!

Zürich, 18. Oktober 1929.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Antwort, der man jedenfalls nicht die Rechthaberei vorwerfen darf, die sonst gerade in nationalen Dingen so sehr üblich ist. Da die Sache, die wir verhandeln, von so schwerer Wichtigkeit ist, fühle ich mich verpflichtet, auf die Argumente, womit Sie gewisse Züge am heutigen deutschen Wesen und Verhalten erklärliech machen wollen, in möglichster Kürze einzugehen.

Da ist denn aber eine Vorbemerkung dringend nötig. Das, was man meine „Kritik“ an jenem deutschen Wesen und Verhalten nennen mag, erfolgt keineswegs etwa vom Boden einer schweizerischen Selbstgerechtigkeit aus. Es gibt freilich eine solche, Sie wissen aber schon als Leser der „Neuen Wege“ und wüssten es noch besser, wenn Sie etwa mein Buch: „Die neue Schweiz“ kennten, wie ich immer wieder daran bin, dieser schweizerischen Selbstgerechtigkeit die immer wieder anwachsende Maske abzureißen. Ich rede zu Ihnen als Europäer, wenn Sie wollen als Christ (obschon ich mich nicht leicht so nenne), spreche zu Ihnen als zu einem Genossen und Bruder. Ich betrachte Sie als einen Mitarbeiter am gleichen Werk, das Sie jenseits, ich

diesseits der politischen Grenzlinie des Rheines tun. Auch bin ich selbstverständlich mit Ihnen einverstanden, dass die andern Völker ebensosehr die Umkehr nötig haben, wie das deutsche. Schon in meiner ersten Antwort habe ich betont, dass das deutsche Volk zwar in einer gewissen Anlage wie in einem gewissen geistigen Erbe ein besonderes Hindernis für den Friedensglauben habe, aber ich habe auch hinzugefügt, dass andere Völker von ihrer Natur und Geschichte her mit andern Hemmungen und Gefahren belastet seien. Ich habe das in den „Neuen Wegen“ besonders am eigenen Volke, aber auch am nordamerikanischen, italienischen, russischen zum Teil eingehend nachzuweisen versucht, so wie sichs eben gab. Diesmal aber kamen wir gerade auf das deutsche Volk. Von diesem versprach ich, bald wieder einmal zu zeigen, wie ich sein „Wesen“, das heisst vor allem seine Berufung, seine Gefahren, seine Vorzüge verstehe. Ich bin nun diesmal in der glücklichen Lage, dieses Versprechen rasch erfüllen zu können. Denn der Aufsatz über das Jahr 1529 in diesem Hefte bedeutet unter anderem auch einen solchen Versuch. Er bleibt freilich auch ein Fragment, aber wer wollte auch nur daran denken, in einer solchen Sache vollständig zu sein? Jedenfalls werden Sie aus diesem neuen Versuche erkennen, dass es mir fern liegt, gegen das deutsche Volk ungerecht zu sein oder von seiner Art und Bestimmung gering zu denken.

Um gerade hier weiterzufahren, so erkennen Sie aus den Ausführungen meines Aufsatzes auch, wie ich mir das erkläre, was ich den pessimistischen Hang des deutschen Denkens nenne. Er hat nach meiner Meinung nichts mit einer skeptischen Anlage zu tun, die doch wohl niemand dem deutschen Wesen zuschreiben wird, aber auch nichts mit den Erfahrungen des Weltkrieges und des darauf folgenden Friedens — solche vorübergehenden Stimmungen kann ich von einem dauernden geistigen Habitus wohl unterscheiden — sondern wurzelt in letzten, kaum mehr analysierbaren und jedenfalls unerklärlichen Tiefen und ist paradoixerweise die Kehrseite jenes aus dem Schöpfungs- und Christusglauben stammenden Jasagens zur Welt, worin ich besonders einen Grundzug des Luthertums finde. Es handelt sich also um etwas sehr Grosses und Gutes, das bloss die Gefahr der Einseitigkeit in sich trägt. Ich bin also auch mit Ihnen darin einig, dass in dieser Art ein starkes Recht liegt. Meinerseits bin ich, wenn auch die neue Theologengeneration, die das „von Gott gerichtet“ zum dritten Worte macht, selbst aber voll des hochmütigsten und ungerechtesten Richtgeistes gegenüber den Menschen ist, mir gegenüber mit dem Vorwurf des „Optimismus“ nicht spart, niemals „Optimist“ gewesen, so wenig als „Pessimist“, sondern habe eine schwermütige Anlage und Weltbetrachtung nur durch die Gnade des Glaubens überwinden können. So ist mir auch die Wirklichkeit des Bösen wahrhaftig nicht unbekannt. Was ich den heutigen Deutschen vorhalte, ist nicht eine besonders tiefe Empfindung für den Ernst und die Macht des Bösen, sondern umgekehrt gerade eine gewisse monistische Ablehnung der ethischen Denkweise, die ja ihrer Natur nach immer dualistisch ist, also eine gewisse Ablehnung des Denkens in den Kategorien von Gut und Böse, an deren Stelle man die Kategorien der Macht oder des Schicksals setzt, eine Bevorzugung des Seins vor dem Sollen, woraus durch eine Art Dialektik, die wir oft antreffen, zuletzt etwas wie ein Glaube an das Böse und dem entsprechend einer an den Erdgeist, also eine Art weltlicher Optimismus wird. An diesem Punkte, meine ich, müsste eine Wendung geschehen, eine Rückkehr zu Kant oder meinewegen zu Luther, aber diese dann in dem Sinne, dass dessen tiefe Sündenkenntnis neu durchschläge, besser noch: zur Bibel, in der die Erkenntnis der Macht des Bösen aufs engste verbunden ist mit der Erkenntnis der sieghaften Macht Gottes. Auch wer im biblischen Sinne eschatologisch denkt, erst von der Widerkehr Christi den Sieg über das Böse erwartet, wird niemals dem Erdgeist huldigen,

sondern ihm erst recht absagen. Ein solcher Quietismus wäre wirksamer als aller Aktivismus, ein solcher Pessimismus weltüberwindender als aller Optimismus.

Ich muss aber hier noch ein Zweites hinzufügen. Es geht nicht an, wie es so sehr üblich ist, den „Westen“ einfach eines oberflächlichen Optimismus zu bezichtigen. Sie tun ja, lieber Herr Pfarrer, dies nicht ausdrücklich, aber es ist wohl gut, wenn ich diesen Punkt noch streife. So wenig die deutsche Art in ihren Wurzeln gewöhnlicher skeptischer Pessimismus ist, so wenig die „westliche“ Art gewöhnlicher weltseliger Optimismus. Vor solchem Fehler müsste uns schon die Tatsache bewahren, dass die gewaltigsten Aeusserungen des Optimismus auf deutschem Boden stattgefunden haben, in Goethe und Herder nicht weniger als in Leibnitz, Fichte und Hegel, und dass die immer mit Pessimismus verbundene Skepsis besonders auf dem romanischen und angelsächsischen Boden zu finden ist. Es handelt sich vielmehr beidemal um Glauben, nur dass dieser sich bei den Einen mehr „quietistisch“, bei den Andern mehr „aktivistisch“ äussert. Es ist die gleiche Wurzel, die nach zwei verschiedene Seiten ausschlägt. Darum muss aber jede Art sich des Mangels in ihrer Einseitigkeit bewusst sein und dafür das Korrektiv suchen, sich nicht darin als in einen blossen Vorzug versteifen, vielleicht gar in Selbstüberhebung. Es muss gerade an solchen Stellen nationale, konfessionelle, ethnologische Selbsterkenntnis und Selbtkritik einsetzen, wofür wir lieber Busse und Umkehr sagen wollen.

Ich habe mich, lieber Herr Pfarrer, bei diesem Punkte zu lange aufgehalten. Viel wichtiger ist mir ja diesmal ein anderer. Sie erklären das deutsche Verhalten vor allem durch das, was das deutsche Volk seit dem Frieden von Versailles und durch ihn erlitten habe. All dieses Unrecht, all diese Vergewaltigung machten ihm eine Friedensgesinnung und ein Friedensbekenntnis schwerer als den Andern. Jedenfalls legen Sie Nachdruck auf eine Grundtatsache, die mir gewiss nicht unbekannt ist, obschon es zu den Schranken unserer Natur gehört, dass wir die Lage eines Andern nicht leicht so stark empfinden können wie die eigene. Gewiss, dieses Argument hat sein grosses Recht; ich will es auf keine Weise bestreiten. Die grossen Sünden der „Sieger“ liegen auf der Hand. Sie betonen mit Recht, dass der durch den „Sieg“ Gesättigte leichter von Frieden rede als der durch die „Niederlage“ Beraubte. Aber nun, lieber Herr Pfarrer, muss ich Ihnen doch etwas entgegenhalten, was furchtbar einfach scheint, worin aber doch sozusagen der Schlüssel zur Lage zu finden ist: Bedenkt man im deutschen Volke genug, was die Andern gelitten haben und noch leiden? Bedenkt man die Verwüstung Nordfrankreichs, die Vergewaltigung Belgiens, die Deportation französischer Frauen und Mädchen und belgischer Arbeiter zu Tausenden, die Erschiessung von Tausenden Unschuldiger, darunter vieler Frauen und Kinder, in Belgien und Frankreich — bedenkt man all die Schrecken und Nöte einer viereinhalbjährigen Invasion und kriegerischen (nicht bloss militärischen) Besetzung, die Ausraubung und Zerstörung der französischen und belgischen industriellen Anlagen durch die Deutschen noch auf dem letzten Rückzug und so fort und so fort? Das alles liegt etwas weiter zurück, gewiss, aber die Folgen sind doch noch vorhanden. Um nur die Reparationen zu berühren: Frankreich musste sein verwüstetes Land wieder aufbauen; muss Fremde auf seinem Boden sehen, dem die eigenen Kinder geraubt sind; muss Amerika und England ebenfalls durch Generationen Tribut zahlen. Alle jene durch den Krieg und während des Krieges erlittenen Dinge haben den Frieden von Versailles herbeigeführt; es war fast nicht mehr anders möglich.

Das alles muss eben doch vom deutschen Volk bedacht werden. Es weiss davon zu wenig. Was wir ihm geradezu vorwerfen, ist, dass ihm dieses Gefühl für das, was die Andern gelitten haben und leiden, was es den

Andern angetan hat, so merkwürdig fehlt. Auch was es den Polen und andern Slaven angetan hat, dazu den Dänen, weiss es in seiner Masse kaum, bedenkt es kaum. So entsteht denn bloss Hass, entsteht bittere Klage über erlittenes Unrecht, wo doch auch ein tiefes Schuldgefühl walten sollte. Aus diesem Schuldgefühl heraus aber könnte jene Friedensgesinnung wachsen, könnte jene Friedenshand aufrichtig und herzlich den Andern entgegen gestreckt werden.

Es ist wichtig, dass wir uns an diesem Punkte recht verstehen. Nicht handelt es sich jetzt darum, wer mehr Schuld habe, die Deutschen oder die Andern. Das wollen wir hier völlig dahingestellt lassen. Nein, es kommt bloss darauf an, dass auch die Not und das erlittene Unrecht der Andern erkannt werden, seien sie nun grösser oder kleiner als die eigenen; es kommt bloss darauf an, dass die Schuld nicht allein auf der andern Seite gesehen wird; es kommt bloss darauf an, dass das Schuldbewusstsein auch in bezug auf das eigene Tun erwacht. Es gibt wohl kaum eine stärkere und tiefer reichende Wurzel des Friedens, als das Gefühl der eigenen Schuld, wie es umgekehrt wohl auch keine stärkere und tiefer Wurzel des Streites gibt, als die Selbstgerechtigkeit.

Trotzdem ich also meine, dass es für das, was zwischen uns in Frage steht, nicht darauf ankomme, auf welcher Seite die grössere Schuld sei, muss ich zum Schluss doch noch die sogenannte Schuldfrage, wie sie gewöhnlich verstanden wird, streifen. Ich glaube in der Tat, dass man um sie nicht herumkommen kann. Hier will ich nur dies bemerken: Sie dürfen, lieber Herr Pfarrer, nie vergessen, und Ihre Landsleute sollten es auch nicht, dass man auf der andern Seite Deutschland die Schuld am Kriege zuspricht, nicht die Alleinschuld zwar, aber den weitaus grösseren Teil der Schuld. Aus dieser ganz festen Ueberzeugung heraus — und dazu aus der Angst vor einem neuen deutschen Angriff, einer deutschen Revanche — ist vieles, sehr vieles zu erklären, was Sie am Verhalten der Andern als ungerecht und unerträglich empfinden. Nun wiederhole ich: ich will durchaus nicht untersuchen, ob sie darin recht haben oder nicht, oder mehr oder weniger recht haben, sondern will nur das sagen: man muss auf Ihrer Seite mit diesem Tatbestand rechnen. Dann kommt vieles sofort in ein anderes Licht. Ich füge aber hinzu: man muss die Schuldfrage aufrichtig und demütig prüfen. Selbstverständlich auf beiden Seiten, aber wenn die eine Seite es tut, wird es zuletzt die andere sicher auch tun. Damit wird, zu welchem Ergebnis man dann immer gelangen wird, doch sofort die ganze Stimmung verändert. Ein Studium etwa des Buches von Hans Wehberg, eines sicher sehr unbefangenen Mannes, über „Deutschland und die Friedensbewegung“ (im Werk des Untersuchungsausschusses, Abteilung: „Die Vorgeschichte des Weltkrieges“ erschienen) wird auf alle Fälle auch diese Wirkung haben. Und endlich wiederhole ich: Es ist immer wichtig, wenn jeder zunächst an seine eigene Schuld denkt. Vor Gott sind wir immer schuldig und jede Schuld ist unendlich.

Aus einer solchen Einstellung heraus, lieber Herr Pfarrer, kann auch Ihr Volk, trotz allem, was es erlitten hat und erleidet, den Andern die Friedenshand reichen. Das wäre dann auch sein wahrer und rascher „Aufstieg“. Sehr, sehr Grosses wäre dann erreicht.

Nicht wahr, Sie verstehen, wie ich alles meine? Seien Sie von Herzen gegrüsst!

Ihr L. Ragaz.